

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 8

Artikel: Der Weltkrieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Mit den Beilagen: **Literaturblatt** (monatlich) und **Mitteilungen der Eidg. Militärbibliothek** (vierteljährlich).

LXII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXII. Jahrgang.

Nr. 8

Basel, 19. Februar

1916

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich für die Schweiz Fr. 5.—, fürs Ausland Fr. 6.50. — Bestellungen direkt an **Banner Schwab & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel.** Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Verantwortlich für die Herausgabe des Blattes i. V.: **K. Schwab.**

Inhalt: Der Weltkrieg. — Kampf und Schlacht in der bildenden Kunst. —

Der Weltkrieg.

LV. Die entscheidende Front.

Mit einer auf dem Kontinent undenkbaren Offenheit behandelt die englische Presse die Kriegslage und weist schonungslos auf die Mängel in der eigenen Organisation und Kriegführung hin. Dabei ist allerdings die Einschränkung zu machen, daß dies nicht in einer das gegenseitige Vertrauen zerschmetternden und die Führerpersönlichkeiten herunterreißenden Weise geschieht, wie das in unserem Lande bei gewissen Richtungen zur traurigen Mode geworden ist, sondern auf würdige Art und nach großen Gesichtspunkten. Es ist namentlich der militärische Mitarbeiter der „Times“, der diese Richtung kultiviert und der dank seiner Vertrautheit mit den militärischen Verhältnissen der kriegführenden Staaten ein nicht unverdientes Ansehen genießt. Oberst Repington hatte schon lange vor dem Kriege vornehmlich in seinen Manöverberichterstattungen auf die Vorzüge der deutschen und der französischen Armee hingewiesen und besonders die artilleristische Ausrüstung und Ausbildung des englischen Heeres scharf unter die Lupe genommen. Neulich hat er sich nun mit der Kriegführung des Viermächteverbandes beschäftigt und dabei besonders auf die Zersplitterung der Kräfte und den Mangel ihrer Konzentration auf einen entscheidenden Punkt aufmerksam gemacht.

Nach seiner Auffassung, die sich übrigens mit den Lehren der größten Kriegsmeister deckt, muß die größte Kraft auf diejenige Front konzentriert werden, die die entscheidende ist. Ein anderes Verfahren ist gleichbedeutend mit Kräftezersplitterung und verstößt gegen das Gesetz von der Oekonomie der Kraft. „Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Teil seiner Kräfte marschieren, d. h. tot sein läßt, während die feindlichen schlagen, der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt.“ Aus allen diesen Gründen waren die Feldzüge im Orient unangebracht. Ihnen fehlte das klare Ziel und sie mußten zudem in schwierigen Gegenden geführt werden, denen es an guten Verbindungsmitteln gebricht. Dieses Gelände ist für Armeen wie die französische und englische besonders ungeeignet. Ueberdies bringen diese Nebenzüge Armeen auf die Beine, die niemals ernstlich zu Gegnern der Entente geworden wären, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte. Bulgaren und Türken spielen das

deutsche Spiel, indem sie Deutschland Truppen ersparen und englische und französische Streitkräfte vom Hauptziel, der entscheidenden Front, ablenken.

Diese entscheidende Front liegt nach Repington in Frankreich und Flandern und das Hauptziel muß sein, den Deutschen jeden Monat 200,000 Mann Abbruch zu tun, „bis es den beschränktesten Köpfen in Deutschland klar wird, daß Deutschlands Ziele nicht erreicht werden können.“ Statt dessen hat man nicht weniger als 600,000 Mann mit den entsprechenden Geschützen und Munition in die weite Ferne gesandt und diese abgezweigten Kräfte haben dann bei den Offensiven im Mai und September in empfindlicher Weise gefehlt. Darum ist es Zeit, die Wanderjahre abzuschließen und wieder an die Hauptarbeit zu gehen. Allerdings darf man sich dabei nicht darauf kaprizieren, die deutschen Linien durchbrechen zu wollen, denn da liegt Linie hinter Linie, und wenn man mit der einen fertig ist, kommt wieder eine andere. Man muß etwas Besseres finden und vor allem, im Gegensatz zum bisherigen Verfahren, die Offensive an allen Fronten gleichzeitig beginnen. Nur auf diese Weise kann verhindert werden, daß Deutschland-Oesterreich dank seinem Eisenbahnnetz die gleichen Truppen bald an dieser, bald an der andern Front einzusetzen vermag und so seine Kräfte vervielfacht.

Der Fachmann der „Times“ ist somit kein Freund von salonikiartigen Unternehmungen. Er will Konzentration der Kraft und Gleichzeitigkeit in ihrer Verwendung, vor allem intensivste Ausnutzung der Artillerie und ihrer großen Munitionsvorräte in offensivem Sinne. Das klingt verblüffend einfach und entspricht der Lehre, daß man den Krieg so einfach als möglich einrichten soll. Aber dabei ist nicht zu vergessen, daß gerade das Einfache im Kriege das Schwierigste ist.

LVI. Saloniki und die Linien von Torres Vedras.

Je ereignisarmer sich die Lage auf dem südlichen Kriegsschauplatze gestaltet, umso häufiger begegnet man Erörterungen über die Vorzüge und die Bedeutung der englisch-französischen Salonikistellung. Dabei wird mit Vorliebe die berühmte Stellung von Torres Vedras aus dem spanischen Kriege der napoleonischen Zeit zum Vergleiche herangezogen und den Positionen um Saloniki die gleichen Eigenschaften zugeschrieben.

Mit seinen Linien von Torres Vedras brachte Wellington im Jahre 1810 die gegen Lissabon vormarschierende französische Armee des Marschalls Massena zu untätigem Stillstand und verhinderte sie an ihrer Aufgabe, die Engländer vom spanischen Festlande zu vertreiben. Die befestigten Stellungen reichten in zwei hintereinanderliegenden Linien von Meer zu Meer. Dazu kam erst noch bei Fort St. Julien an der Tajomündung ein Brückenkopf, der die Einschiffung und Abfahrt der englisch-portugiesischen Truppen sicherte. Auf diese Weise hatte man sich einen gedeckten Raum geschaffen, dessen Breite und Tiefe rund 40 km betrug. Jede Linie bestand aus etwa 70 Sperrwerken, für die eine Armierung von 534 Geschützen vorgesehen war, und die so angelegt waren, daß sämtliche Straßen und Pässe des gebirgigen Landes unter Feuer genommen werden konnten. Nicht unter Feuer zu nehmende Geländestrecken hatte man durch Hindernisse ungangbar gemacht, die zahlreichen Wasserläufe zum Anstauen hergerichtet. Zehn Monate lang hatten mehr als 7000 Zivilarbeiter unter der Leitung englischer und deutscher Ingenieure an der Herstellung dieser Befestigungslinien gearbeitet und so war eine Stellung entstanden, die mit den Mitteln einer Feldarmee nicht niedergezwungen werden konnte. Fünfeinhalb Monate lang harrete der energische Massena, l'enfant gâté de la victoire, wie ihn seine Soldaten nannten, vor Wellingtons befestigter Stellung aus und wartete auf den zugesagten Belagerungstrain. Immer mehr häuften sich die Verpflegungsschwierigkeiten, da in dem ohnehin ausgesetzten und von den Engländern systematisch ausgeräumten Lande jeder Nachschub und jede rückwärtige Verbindung durch Guerillabanden fast gänzlich verunmöglicht war, während die Engländer in ihrem verschanzten Lager bei der ungestörten Seeverbindung mit dem nahen England keinen Mangel zu leiden hatten. Mit 63,000 Mann hatte Massena im September 1810 die portugiesische Grenze überschritten, über 6,000 Mann hatte er an Verstärkungen erhalten, während er vor den Linien von Torres Vedras lag, mit kaum 45,000 Mann kehrte er im März 1811 zurück. Ein dritter französischer Feldzug gegen Portugal war gescheitert wie seine beiden Vorgänger.

Kein Wunder, daß Torres Vedras zum Lösungswort und Vorbild wurde für alle Unternehmungen, wo man durch befestigte Stellungen einem schwachen Heere den entscheidenden Widerstand gegen überlegene Kräfte zu ermöglichen gedachte. An seine Linien erinnerte man sich, als man die Danewerkstellung schuf, die Schleswig-Holstein und Jütland gegen feindlichen Einfall schützen sollten. Sie schwebten den Türken vor, als sie 1878 die Tschataldshalinie erstellten und 1912 wieder ausbauten. Sie nahm man sich bei verschiedenen Gelegenheiten im amerikanischen Bürgerkriege zum Muster. Auch die den Landweg nach Port Arthur deckende Nanschanstellung aus dem russisch-japanischen Kriege gehört in diesen Bereich. Aus den gleichen Gründen knüpft man heutigen Tages auf seiten der Entente große Hoffnungen an die Salonikistellung. Sie soll den Gegner an der Benützung eines wichtigen Hafens und Eisenbahnknotenpunktes hindern, eine gewisse Kontrolle des Verhaltens der griechischen Regierung ermöglichen, den Ausgangspunkt für Offensivunternehmungen auf der Balkan-

halbinsel schaffen, gegnerische Kräfte vor ihre Werke bannen und sogar auf die Haltung Rumäniens einen Druck ausüben.

Dieser Parallele mit den Linien von Torres Vedras stehen aber verschiedene Erwägungen gegenüber. Einmal liegen bei und um Saloniki die Geländebeziehungen viel ungünstiger. Der Hauptvorteil der Wellingtonschen Stellung, der Abschluß von Meer zu Meer und dadurch die gesicherte Flankenlehne und die aktive Unterstützung durch die Flotte, ist nur durch den Einbezug der Halbinsel Chalkidike und eine Linie zu erreichen, die vom Golf von Saloniki über den Aiwasil- und Beschiksee oder noch weiter nördlich zum Golf von Orfano verläuft. Dadurch erhält aber die Stellung eine Ausdehnung von mindestens 100 km und der Haupteinschiffungspunkt, Saloniki, bekommt eine höchst exzentrische Lage am linken Flügel. Wellingtons Linien, seine Rückzugs- und Vormarschrichtung lagen im verbündeten Gebiet, seine Gegner mußten sich durch feindliches Land durchkämpfen. Heute liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt. General Sarrail steht mit seiner Armee auf dem Boden eines noch nicht ganz willfährigen Neutralen, seine allfälligen Gegner operieren aus eigenem, verbündetem oder doch beruhigtem Gebiet heraus. Alles zusammen bedingt eine große Streiterzahl und damit erschweren sich Unterhalt und Nachschub.

Man muß daher gar nicht erstaunt sein, daß die Bedeutung von Saloniki auch auf der eigenen Seite nicht immer nach dem Ebenbilde von Torres Vedras taxiert wird. Man billigt dort Saloniki nur einen beschränkten Wert als Basis für einen Balkanfeldzug großen Stils zu, bangt vor dem Dilemma: eine große Armee verhungert, eine kleine ist zu schwach für eine Offensive, und wünscht darum ein aussichtsreicheres Kriegstheater. So verschiebt sich die Bewertung mehr und mehr vom militärischen auf das politische Gebiet und gipfelt darin, irgendwo auf der Balkanhalbinsel noch festen Fuß und eine Stellung zu haben, aus der man nicht heute auf morgen delogiert werden kann.

LVII. Der Kolonialkrieg in Afrika.

Der Stillstand in den großen Operationen auf den europäischen und asiatischen Kriegsschauplätzen gibt Gelegenheit, sich etwas mit der Kriegslage in den deutsch-afrikanischen Kolonien zu befassen. Von diesen befindet sich Deutsch-Südwestafrika schon seit dem Juli vorigen Jahres in englischem Besitz. Die auf allen Seiten von überlegenen englischen Streitkräften, unter denen sich viele Burenfreiwillige befanden, eingekreiste, nur etwa 3300 Mann zählende deutsche Schutztruppe hatte es unter Wahrung ihrer kriegerischen Ehre vorgezogen, die Waffen niederzulegen statt ein schließlich nutzloses Blutvergießen weiter zu führen. Bei der gänzlichen Abgeschlossenheit vom Mutterlande, dem geringen Bestande der verfügbaren Streitkräfte und dem mangelnden territorialen Zusammenhang mit den übrigen Kolonien war ein anderes Ergebnis kaum zu erwarten gewesen.

Da durch den Fall Deutsch-Südwestafrikas erprobte englische Kolonialtruppen frei geworden sind, hätte man erwarten sollen, daß die übrigen deutschen Kolonien bald von dem gleichen Schicksal erreicht werden würden. Diese Annahme war besonders für Kamerun gestattet, das bei einem

Flächeninhalt von 750600 Quadratkilometer nur über eine Schutztruppe von rund 1500 Mann verfügte und bei der der weitaus größte Teil aus farbigen Mannschaften bestand. Dazu kommt noch die eigentümliche Grenzgestaltung mit der britischen Kolonie Nigeria im Westen, Französisch-Aequatorialafrika im Süden und dieses und der belgische Kongostaat im Osten. Die Gegner hatten demnach die Angriffsmöglichkeit von drei Seiten her und ein irgendwie planmäßiges Zusammenwirken mußte, wie in Deutsch-Südwestafrika, zur Umzingelung des Gegners führen. Nur das im Südwesten in den deutschen Besitz eingeschobene Spanisch-Guinea konnte sie vor einer Waffenstreckung retten und bot eine Zufluchtsstätte für die Internierung auf fremdem Boden. Trotzdem ist es geraume Zeit gegangen bis es den aus fast allen Richtungen konzentrisch vorgehenden englischen, französischen und belgischen Kolonnen gelungen ist, das Küstengebiet zu säubern und die deutschen Streitkräfte auf Jaunde zurückzudrängen. Nun darf man ja freilich an die Bewegungsfähigkeit der Truppen unter diesen Breiten nicht den in unseren Zentralschulen gebräuchlichen Maßstab anlegen. Die Tagesleistung hängt dort nicht von der physischen Marschtüchtigkeit ab, sondern sie wird diktiert vom Abstand von Quelle zu Quelle. Aber jedenfalls haben es die Deutschen auch hier verstanden, sich eine feuersichere und zuverlässige Eingeborenen-truppe heranzubilden, denn der Zuwachs, der von den 1500 sonst noch im Lande lebenden Europäern zu der ursprünglichen Streiterzahl geliefert werden konnte, wird nicht zu hoch veranschlagt werden dürfen. Allem nach ist man auf deutscher Seite bestrebt, den größten Teil der Schutztruppe auf das neutrale Gebiet von Spanisch-Guinea zu retten. Ob das vollständig gelingen wird, bleibt abzuwarten. Doch sollen nach Berichten aus dem an der Küste von Guinea liegenden Hafenorte Bata bereits 700 deutsche Schutztruppier an der spanischen Grenze stehen. Fraglich ist noch, ob die Gegner die Grenzlinie ohne weiteres respektieren. Wo nicht auf jeden Kilometer ein schön bdmalter Grenzpfahl zu finden ist, ist eine Grenzverletzung ebensobald begangen wie entschuldigt. Jedenfalls ist die völlige Besitznahme Kameruns durch die englischen, französischen und Kongotruppen nur noch eine Frage kurzer Zeit. Wahrscheinlich ist das Schicksal Kameruns jetzt schon hesiegelt, da nach neueste Berichten die belgischen Kongotruppen bereits in Jaunde eingetroffen sind und der Uebertritt deutscher Schutztruppen auf spanisches Gebiet einen noch größeren Umfang angenommen hat.

Noch langsamer gestaltet sich die Unterwerfung von Deutsch-Ostafrika, das allerdings neben dem umfangreichsten Gebiet auch über die größte Streitmacht, darunter wieder eine trefflich geschulte Eingeborenen-truppe verfügt. Dazu kommt, daß man auf englischer Seite sehr systematisch vorgeht und zur Sicherung ausreichender Verpflegung und sonstigen Heeresbedarfs eine Bahnlinie hinter sich her legt. Uebrigens ist gegenwärtig in der Oberleitung der englischen Operationen in diesem Kriegesgebiet ein Wechsel eingetreten. Der bisherige Oberkommandierende, General Smith-Dorrien, ist durch General Smuts ersetzt worden. Der neue Befehlshaber der gegen Deutsch-Ostafrika in Bewegung gesetzten britischen Streitkräfte hat sich seinerzeit im Burenkriege einen Namen als Gegner der Engländer gemacht. Heute befehligt er auf der eng-

lischen Seite und man wird, nicht mit Unrecht, aus seiner Ernennung den Schluß ziehen können, daß durch sie der Besitznahme dieser letzten deutschen Kolonie auf afrikanischem Boden eine energische Wendung und ein beschleunigteres Verfahren als bisher gegeben werden soll.

In Deutschland hat man sich, wie schon einmal gelegentlich erwähnt worden ist mit dem endlichen Fall der Kolonien abgefunden. Aber man ist mit Recht stolz darauf, daß sie sich, ganz auf eigene Kraft angewiesen, so lange zu halten vermögen und rechnet damit, daß ihr endgültiger Besitz auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden wird. -t.

Kampf und Schlacht in der bildenden Kunst.

Dr. phil. Konrad Escher.

(Fortsetzung.)

Das beste schweizerische Kriegsbild hinsichtlich seiner historischen Genauigkeit mag Heinrich Bichlers Darstellung der Murtener Schlacht im Rathaus von Freiburg (1480) gewesen sein; die zerstörte Komposition ist uns nur noch ein Abbild und zwar in Diebold Schillings Chronik, im Luzerner Schilling und in Stumpfs Chronik, hauptsächlich aber in Martin Martinis Stich (1609) erhalten, und dessen Authentizität ergibt sich aus seiner genauen Uebereinstimmung mit den zeitgenössischen Schlachtberichten. Im Vordergrund spielt sich die Veranlassung, nämlich die Belagerung Murtens ab, links, (d. h. östlich), ist das Lager des Grafen von Romont, weiter südlich der zuerst durch die schweizerische Vorhut eroberte Burggraben mit dem Verhau und der Artillerie dargestellt; darüber, d. h. südlich, vollzieht sich der Kampf zwischen den eidgenössischen Gewalthaufen und der lothringischen Reiterei mit der burgundischen, aber unmittelbar anschließend die Flucht derselben, die Räumung des Lagers am Bois Domingue, ja die Flucht des ganzen von den Eidgenossen verfolgten Heeres in der Richtung nach Avenches und schließlich die Flucht in den See; der wuchtige Anprall der Verbündeten hatte die ungenügend vorbereiteten Burgunder in die Flucht gejagt, bevor das ganze Heer überhaupt in den Kampf verwickelt wurde; in panegyrischer Absicht ist daher der Flucht des burgundischen Heeres so viel Platz eingeräumt.

So typisch der berühmte Holzschnitt der Schlacht von Dornach (1499) in seiner Aufstaffelung sein mag, so vertraut erweist sich trotzdem der Künstler mit der Oertlichkeit und dem Hergang der Schlacht; er porträtiert das Schloß Dornach und die steil abfallende Gempfenfluh. Typisch ist die Art, mit welcher das österreichische und schweizerische Heer einander gegenüber gestellt sind; schriftlich beglaubigt ist die Episode, wie Heinrich Rahn von Zürich einem Feinde das Stadtbanner entreißt und ihn dabei tötet, und wie der Fähnrich von Obersibental seinem Gegner bis in die Birs nachstürmt und ihn dort ersticht. In einer für Kaiser Maximilian I. gezeichneten Folge von runden Scheibenrissen entspricht die durch 3 Kolonnen durchgeführte Erstürmung einer steilen von den Böhmen gut verteidigten Höhe genau den authentischen Kriegsberichten; wie ein unmittelbares Abbild der Wirklichkeit erscheint die Darstellung von Schloß Kufstein auf der Zeichnung von dessen Belagerung (in der gleichen Serie). In der Holzschnitt-